

Kenntnis der venezianischen Notariatschrift, wie sie nicht leicht zu erwerben ist. Dies gilt natürlich ebenso für die anderen Dokumente der Epoche, im Besonderen die Chroniken. Der Mittelalterhistoriker besitzt heute leider immer weniger Grundlagenkenntnisse in der Paläographie, um Texte wie die „Misti“ auch kursorisch lesen zu können. Diese oft unüberwindlichen Probleme sind dem Forscher nun abgenommen, und auch Spezialisten anderer Disziplinen (der Südosteuropaforschung, der Byzantinistik, der Osmanistik, der allgemeinen Wirtschafts- und Sozialgeschichte und der vergleichenden europäischen Geschichte) haben jetzt leichten Zugang.

Da die nicht eigens geschützten Verhandlungen des Senats, die hier vorliegenden „Misti“, aber entscheidend ergänzt werden durch die Protokolle besonders geheimzuhaltender Angelegenheiten („Secreti“), ist alles daranzusetzen, dass auch diese Bände bald einer vollen Edition zugeführt werden, und, um die Wunschliste zu komplettieren: Es sollte dieser ersten Reihe eine zweite folgen, welche die weiteren Bände, wenigstens bis 1440 (und noch besser bis über das welthistorische Jahr 1453 hinaus), in einer gedruckten Version zugänglich macht. Vor allem aber muss diese tadellose Edition in der Forschung stärker wahrgenommen werden als bisher (wofür ein Onlinezugang hilfreich sein könnte), da sie einen Meilenstein im Umgang mit Archivquellen darstellt und sie uns fünfzig Jahre wirklicher europäischer Geschichte (ohne Eingrenzung auf den heutigen engen Europabegriff einer „Union“) aus der Sicht eines führenden Zentrums der mittelalterlichen Welt zugänglich gemacht hat.

Prof. Dr. Peter Schreiner, Mozartstr. 9, 82008 Unterhaching/München

Wissen um die Herrschaft

Neue Forschungen zu Austauschprozessen und Inszenierungen in der venezianischen Geschichte

von Arne Karsten

Bettina Pfothauer, Nürnberg und Venedig im Austausch. Menschen, Güter und Wissen an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. (Studi. Schriften des Deutschen Studienzentrums in Venedig / Centro Tedesco di Studi Veneziani, NF., Bd. 14.) Regensburg, Schnell & Steiner 2016. 504 S., € 76,-.

Sabine Meine/Nicole K. Strohmann/Tobias C. Weißmann (Hrsg.), Musik und Vergnügen am hohen Ufer. Fest- und Kulturtransfer zwischen Hannover und Venedig in der Frühen Neuzeit. Unt. Mitarb. v. Raphael Köhler. (Studi. Schriften des Deutschen Studienzentrums in Venedig / Centro Tedesco di Studi Veneziani, NF., Bd. 15.) Regensburg, Schnell & Steiner 2016. 344 S., € 49,95.

Benjamin Paul, The Tombs of the Doges of Venice. From the Beginning of the Serenissima to 1907. (Venetiana, 18.) Roma, Viella 2016. 595 S., € 34,-.

Unter den deutschen geisteswissenschaftlichen Forschungsinstituten im Ausland nimmt das Deutsche Studienzentrum in Venedig (<http://www.dszy.it>) eine Sonderstellung ein. Gegründet 1972 durch eine Initiative der Fritz Thyssen Stiftung, die damals die Mittel zum Erwerb einer Etage des Palazzo Barbarigo della Terrazza am Canal Grande bereitstellte (und die Arbeit des Centro seither kontinuierlich unterstützt), ist das Studienzentrum vergleichsweise klein und unvergleichlich interdisziplinär: Es bietet sechs wissenschaftlichen und zwei künstlerischen Gästen Wohnrecht mit Stipendium von einem Monat bis zu einem Jahr, deren Qualifikationsarbeit von der Masterthesis bis zur Habilitation einem venezianischen Thema gewidmet ist. Auch die Leitung durch auf maximal fünf Jahre berufene Direktoren wechselt durch die Fächer (zur Zeit ist die Romanistin Marita Liebermann Direktorin). Unter dem Direktorat der Musikhistorikerin Sabine Meine in den Jahren 2010 bis 2014 entwickelte das Centro nicht nur eine herausragende kulturelle

Ausstrahlungskraft, sondern eine nicht minder beeindruckende wissenschaftliche Produktivität. Drei der aus den Aktivitäten dieser Jahre hervorgegangene Publikationen sind an dieser Stelle, gewissermaßen als Kostprobe der disziplinären, thematischen und formalen Vielfalt der Arbeit am Deutschen Studienzentrum, vorzustellen.

Bettina Pfoth Münchener Dissertation ließe sich mit etwas Großzügigkeit als Weiterführung von Henry Simonsfelds kulturgeschichtlichem Klassiker des Jahres 1887 über den „Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen“ verstehen, ist doch auch diese Studie einem kulturgeschichtlichem Ansatz verpflichtet – freilich durch Fragestellungen und Quellenbasis gegenüber dem historischen Vorläufer entschieden weiter ausgreifend, ein geradezu exemplarisches Beispiel für die „neue Kulturgeschichte“, mit all ihren Stärken und Schwächen. Letztere zeigen sich hin und wieder in Gestalt einer gewissen Beliebigkeit, der Gefahr des Sich-Verlierens in einem langen Untersuchungszeitraum von 1400 bis etwa 1530; einer Gefahr, welche die Autorin durchaus erkannt hat und der sie durch leserfreundliche knappe Resümees jeweils am Ende der größeren Kapiteleinheiten zu begegnen sucht.

Nach umfangreicher Einführung mit Vorstellung von Fragestellung, Materialbasis und Vorgehensweise werden zunächst die „Träger der Beziehungen“ in den Blick genommen, vor allem Kaufleute und Handwerker (zu denen in Spätmittelalter und Früher Neuzeit bekanntlich noch die bildenden Künstler zählten), Erstere meist nur zeitweilig, Letztere häufiger dauerhaft in Venedig. Schon hier zeigt sich deutlich die ausgesprochene Attraktivität Venedigs für Besucher unterschiedlichster Berufe an der „ausgesprochenen Heterogenität im Hinblick auf ihre Berufe, ihre Motive und die Dauer ihres Aufenthalts“ (S. 63). Vorgestellt werden sodann die wesentlichen Bestandteile der kaufmännischen Ausbildung in Venedig, wertvoll sowohl im Hinblick auf die Aneignung von Verhaltensnormen und Geschäftstechniken, das Erlernen der italienischen Sprache als auch durch die Möglichkeit der Knüpfung nützlicher Netzwerke sowohl zu deutschen wie auch zu italienischen Geschäftspartnern: „Die so entstehenden und sich verfestigenden persönlichen Beziehungen und die generationenübergreifende, familieninterne Tradition der Lehre in Venedig trugen zur Dauerhaftigkeit und Stabilität der Beziehungen beider Städte wesentlich bei“ (S. 94); und sie fanden ihren Niederschlag nicht zuletzt in einer Reihe schriftlicher Ratgeber für junge Kaufleute in Venedig.

Der „Fondaco“ selbst stellte so etwas wie eine Funktionsmischung aus Service-

und Überwachungszentrum dar, und zwar ein offensichtlich so geschickt austarier-tes, dass sowohl die venezianischen Betreiber als auch die deutschen Nutzer an seiner Existenz Freude hatten: Die Unterkünfte waren bei den deutschen Kaufleuten so gefragt, dass bei weitem nicht alle Interessenten auch tatsächlich Platz fanden. „Die Verteilung der Kammern richtete sich nach der Intensität der Handelsbeziehungen der jeweiligen Gesellschaften nach Venedig und deren dadurch entstehenden wirtschaftlichen Bedeutung für die Serenissima“ (S. 108). Auch Handelstechniken und -praktiken, die Rolle führender Familien, die Entstehung und Arbeitsweise von Handelsgesellschaften finden anschauliche Darstellung.

Das dritte Hauptkapitel ist der „Verflechtung, Integration und Identität der Nürnberger in Venedig“ gewidmet. Deutlich werden darin die ausgeprägte Verflechtung und Identitätsbildungsprozesse innerhalb der Nürnberger „Diaspora“, die jedoch nur in Ausnahmefällen zur dauerhaften Integration in die venezianische Gesellschaft führten – Heiraten scheinen so gut wie gar nicht vorgekommen zu sein. Ein ausführliches, höchst instruktives Kapitel schildert die sozialen Aktivitäten der nürnbergischen Gäste an der Lagune in der Vielfalt ihrer Erscheinungsformen, von der Kunstpatronage über die Armenfürsorge bis zur Festgestaltung.

Doch beschränkt sich die Untersuchung nicht auf die Tätigkeit der Nürnberger in Venedig, sondern richtet den Blick ebenso auf die andere Seite der Austauschprozesse, in Gestalt des Niederschlags, den die intensiven transalpinen Handelsbeziehungen auf die Entwicklung der fränkischen Reichsstadt zeitigten: etwa die Verbindungen innerhalb jener Gruppe des Nürnberger Patriziats, die sich etwas anachronistisch, aber nicht unzutreffend als „Venedig-Fraktion“ klassifizieren ließe, oder die Art und Weise, wie venezianische Luxusgüter als Geschenke für soziale Gruppenbildungsprozesse instrumentalisiert wurden. Kurz: Pfothens Untersuchung bietet eine ebenso facettenreiche wie quellengesättigte Darstellung transkultureller Austauschprozesse im spätmittelalterlichen Europa, bei der allenfalls kritisch zu vermerken bleibt, dass hier und da eine stärkere Gewichtung der mitgeteilten Informationen wünschenswert wäre: Das Triviale, das Ungewöhnliche, das Einzigartige einzelner Beobachtungen und Befunde ließen sich mitunter stärker herausarbeiten. Darüber hinaus finden sich gelegentlich Gemeinplätze vom Schlage: „Die vielfältigen Waren, die in Venedig zu beziehen waren, und die zentrale Position der Stadt als wirtschaftlicher Mittler zwischen Ost und West machten sie für lange Zeit zum wichtigsten Handelsort für Kaufleute aus Nürnberg“ (S. 266). Doch ändern diese marginalen Einwände nichts daran, dass Pfothens Untersuchung unsere Kennt-

nisse über die Austauschprozesse zwischen Venedig und Nürnberg im Spätmittelalter auf eine neue Stufe hebt.

Austauschprozesse untersucht auch der von *Sabine Meine*, *Nicole Strohmann* und *Tobias Weißmann* herausgegebene, auf Tagungen im Schloss Herrenhausen bei Hannover 2014 und am Deutschen Studienzentrum 2015 zurückgehende Sammelband über „Musik und Vergnügen am hohen Ufer“. Doch geht es hier nicht um Handel, sondern um Festkultur, nicht des Spätmittelalters, sondern des 17. und 18. Jahrhunderts, und die Pole des Austausches bilden in diesem Falle die Serenissima und die Besitzungen der braunschweigischen, seit 1692 kurhannoverschen Welfen. Durch die Vielzahl der in den einzelnen Beiträgen behandelten Themen bietet er so etwas wie ein Kompendium der frühneuzeitlichen Festkultur in der wachsenden Vielzahl ihrer Erscheinungsformen. Den Schwerpunkt bildet dabei die Musik, mit allen daraus resultierenden Spezifika: Der ephemere Charakter musikalischer Inszenierungen macht eine solche Akzentsetzung gerade in Zeiten des „performative turn“ besonders interessant. Auch die vielberufene Interdisziplinarität erscheint in diesem Kontext geradezu zwingend, wird doch schon in der Einführung zu Recht konstatiert: „Die Betrachtung der Festmusiken fordert die interdisziplinäre Flankierung durch kunst-, literatur- und theaterwissenschaftliche sowie sozial- und politikgeschichtliche Aspekte, um das multimediale Spektakel ‚Fest‘ und die zentrale Rolle der Musik angemessen betrachten zu können“ (S. 14).

Die Umsetzung dieses hohen Anspruchs gelingt, wie bei Sammelbänden üblich, unterschiedlich gut, glänzend etwa in *Joseph Imordes* Studie über „Essbares Ansehen. Ordnung und Opulenz in der herrschaftlichen Bankett-Kultur der Frühen Neuzeit“, in welcher der Autor von konkreten venezianischen Festbeschreibungen ausgehend deren politische und gesellschaftliche, aber auch wirtschaftliche Bedeutung rekonstruiert, etwa im Falle der kunstvoll-sinnentäuschenden Zuckerfiguren, deren Exklusivität im 16. Jahrhundert sogar Könige als Gäste der Serenissima zum Staunen brachte, um sodann zu skizzieren, „wie die gesteigerte Produktion und zunehmende Konsumption [im Laufe des späten 17. und 18. Jahrhunderts] das Repräsentative der ephemeren Tischaufsätze gleichsam kariös aushöhlten“ (S. 87). In drei großen Themenblöcken: „I. Modell. Die Fest- und Vergnügungskultur im frühneuzeitlichen Venedig“; „II. Rezeption und Partizipation: Fürstliche Gäste und auswärtige Gesandte in Venedig“; „III. Transfer und Zirkulation: Musik- und Festkultur in Hannover und an anderen europäischen Höfen“ werden Themen vorgestellt von Karneval und Masken-Kultur über ephemere Festapparate und Gesandtenempfan-

ge bis hin zum transalpinen „Export“ von Operninszenierungen und ganzer Scharen von Künstlern – allesamt eindrucksvoll dazu geeignet, dem Leser die kulturelle Führungsrolle Venedigs in einer Epoche plastisch vor Augen zu führen, als die wirtschaftliche und politische Bedeutung der Seerepublik längst im Rückgang begriffen war. Die größeren politischen Kontexte treten, zweifellos der gewählten Perspektive geschuldet, mitunter ein wenig all zu stark in den Hintergrund, was schade ist. Steht doch der Untersuchungszeitraum für beide Mächte, die Venezianer wie die Welfen, im Zeichen intensiver politischer Veränderungen. Während die braunschweigischen Herzöge die Erhebung in den Kurfürstenstand 1692, dann 1714 sogar die Besteigung des englischen Thrones als Erfolge feiern konnten – Erfolge, die es kulturell vorzubereiten und zu inszenieren galt! –, befand sich die Serenissima zwischen 1644 und 1669 und dann erneut seit 1684 im Krieg mit dem Osmanischen Reich; einem Krieg, in dem nicht zuletzt braunschweigische Soldaten und, besonders prominent, der braunschweigische Marschall Matthias Johann von der Schulenburg in den Jahren von 1715 bis 1747 als Kommandant der venezianischen Landstreitkräfte eine prominente Rolle spielten, deren enger Zusammenhang mit der Festkultur auf der Hand liegt, im ansonsten so überaus gehaltvollen Band aber nur ganz am Rande aufschimmert.

Der dritte hier anzuzeigende Band geht ebenfalls auf eine Tagung zurück, die im Herbst 2010 am Deutschen Studienzentrum und der Fondazione Cini stattfand. Auch er entwickelt ein großes Panorama, indem er die Grabmäler der Dogen im Spannungsfeld zwischen dem Bemühen des venezianischen Patriziats, den politischen Handlungsspielraum der Dogen einzuhegen einerseits, andererseits der Notwendigkeit einer angemessenen Memoria für das Staatsoberhaupt untersucht. Eine zweite Konfliktlinie, so arbeitet der Herausgeber *Benjamin Paul* in seiner gehaltvollen Einführung heraus, bestand zwischen dieser Rolle des Dogen als Fürst der Serenissima und seiner Bedeutung als Angehöriger eines Familienverbandes, dessen gesellschaftlicher Status natürlich von der aufwendigen Erinnerung an einen oder gar mehrere aus den eigenen Reihen hervorgegangene Dogen profitierte. Exemplifiziert werden die aus dieser Grundkonstellation resultierenden Aspekte an konkreten Beispielen, etwa der Vereinnahmung ganzer Kirchenfassaden durch die Mocenigo in SS. Giovanni e Paolo oder die Pesaro in der Frari-Kirche.

In seiner Studie über „Ducal Tombs as Family Concerns“ weist *Dennis Romano* auf ein drittes Spannungsfeld hin: dasjenige zwischen den Wünschen des verstorbenen Individuums zu Lebzeiten und den Ambitionen der Familie nach dessen Tod. „In-

deed an examination of ducal tombs lays open to examination the very heart of the Venetian patrician family experience“ (S. 33). Gerade die Vielzahl der durch Grabmalsinszenierungen möglichen Statusbehauptungsstrategien macht eine einfache Schematisierung unmöglich, reicht doch die Vielzahl der unterschiedlichen Lösungen von höchstem, mehrere Generationen übergreifendem Pomp in Gestalt monumentaler Wandgrabmäler bis hin zu demonstrativer Bescheidenheit in Form einfacher Bodenplatten.

Schon durch seinen schieren Umfang von neunzig Seiten stellt der Beitrag von *Judith Ostermann* über „Körper und Effigies der venezianischen Dogen im Testament, Grabmal und Spannungsfeld von Republik und Individuum“ so etwas wie das Herzstück des Bandes dar, dessen Basis die Auswertung der sechzig im venezianischen Staatsarchiv überlieferten Dogentestamente (von insgesamt 120 Dogen) bildet. Herausgearbeitet wird dadurch auch die Rolle der Dogenexequien als Teil der Staatsinszenierung. „Sämtliche testamentarische Aussagen bestätigen die Begräbnisfeiern als letzten Akt der Amtsführung und der tradierten Repräsentation des Amtes, zu deren Finanzierung [...] die Dogen per Konvention und später auch per Gesetz verpflichtet waren“ (S. 58).

Im Laufe des 17. Jahrhunderts treten Person und Amt, seit jeher zu Lebzeiten der Dogen sorgfältig von einander getrennt, auch *post mortem* auseinander: Die Beisetzung des Leichnams erfolgte des nachts und ohne Pomp gleich nach Eintritt des Todes, erst danach fand die feierliche Beisetzungsprozession mit der Effigiesdarstellung des verstorbenen Staatsoberhauptes statt. Interessanterweise konstatiert die Autorin eine dabei zutage tretende Verwendung der Effigies, die in diametralem Gegensatz zu derjenigen in der englischen und französischen Monarchie stand: Während der Einsatz des Stellvertreterbildes im dynastischen Interesse die Sterblichkeit des physischen Körpers überspielen sollte, musste diese in einer Wahlmonarchie wie der venezianischen gerade inszeniert werden. Parallel dazu fand „die Wandlung des Dogengrabmals zum Denkmal bei gleichzeitiger Entfernung der Grablege des Körpers“ (S. 90) statt. Die Bedeutung des Monuments überflügelte mehr und mehr diejenige der Grablege – eine Entwicklung, die dann das bürgerliche 19. Jahrhundert zur endgültigen Ersetzung des Grabmals durch das vollkommen eigenständige Denkmal (und im 20. Jahrhundert schließlich das Mahnmal) zu ihrem Ende führen sollte. Dazu kam als Charakteristikum der venezianischen Memorialkultur die „Verlebendigung“ der Funeralskulptur, von der Liege- zur Standfigur und Porträtbüste. Die grundlegende Untersuchung schließt mit einer Zusammenfassung der

wesentlichen Erkenntnisse am Beispiel des Priuli-Monuments aus dem 16. Jahrhundert in San Salvador.

Die quellengesättigte Studie von *Dieter Girgensohn* versteht es, den Testamenten von zwölf Dogengattinnen aus der Zeit vom späten 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts eine Vielzahl höchst aufschlussreicher Informationen an der Schnittstelle von Wirtschafts-, Kirchen- und Mentalitätsgeschichte zu entlocken, während *Henrike Haugs* Beitrag dem Grabmal des Enrico Dandolo (1193–1205) in Konstantinopel gewidmet ist, einem von lediglich zwei der insgesamt 120 Dogen, die ihre letzte Ruhestätte nicht in der Heimatstadt gefunden haben. Die These der Argumentation verrät bereits der Titel des Aufsatzes, „Territory and Tomb: Enrico Dandolo's Final Resting Place in Hagia Sophia“, insofern die Autorin die exzentrische Grablege des Dogen, der 1204 ein Kreuzfahrerheer zur Eroberung der alten Kaiserstadt am Bosphorus geführt hatte, als Akt der visuellen Herrschaftsimplimentierung deutet: „his burial marked a symbolic appropriation of the place of his conquest“ (S. 186).

Rudolf Dellermann zeigt anhand der Entstehungsgeschichte des Grabmals für Andrea Dandolo (1343–1354), des letzten Dogen, der sein Monument im Baptisterium der Markuskirche als einem Gebäudeteil der venezianischen Staatskirche einrichten lassen konnte, an einem konkreten historischen Einzelfall die Konflikte zwischen den Ansprüchen von Selbst- und Staatsdarstellung auf. *Tiziana Franco* informiert über Gemälde und Mosaiken an Dogengrabmälern des 14. und 15. Jahrhunderts, während *Victoria Averys* materialgeschichtlicher Beitrag die Verwendung von Bronzeelementen an Dogenmonumenten zwischen 1475 und 1625 untersucht. Der Altmeisterin der Dogengrabmalsforschung, *Debra Pincus*, gelingt ein glänzendes epigraphisches Kabinettsstück, indem sie mittels des Auftretens von Grabmalsinschriften an den Dogenmonumenten um die Mitte des 14. und deren typologischer Entwicklung im 15. Jahrhundert den fundamentalen Öffnungsprozess der Lagunenstadt für die Einflüsse der italienischen Renaissancekultur nachzeichnet. *David Drogin* illustriert mit Blick auf Bourdieus „feine Unterschiede“ das identitätsstiftende Potential der venezianischen Erinnerungskultur anhand der Entwicklung vom Sarkophaggrabmal der Dogen des 13. und frühen 14. Jahrhunderts zum Triumphbogen-typus des 15. und 16. Jahrhunderts.

Die Beiträge von *Benjamin Paul* über das Grabmal des Nicolò Tron (1471–1473), *Janna Israel* über Cristoforo Moro (1462–1471), *Ruth Schilling* über Marin Grimani (1595–1605), *Giulia Cereani Sebregondi* über die bemerkenswerte Persönlichkeit des Leonardo Donà (1606–1612) sowie *Florian Horsthemke* über die Mocenigo-Grablegen

in SS. Giovanni e Paolo behandeln allesamt, ohne dass dies hier aus Platzgründen im Einzelnen ausgeführt werden könnte, die Geschichte einzelner Dogenmonumente im bereits angesprochenen vielfältigen Spannungsverhältnis zwischen den Interessen von Verstorbenen, Familien, venezianischer Führungsschicht und nicht zuletzt der ausführenden Künstler – stets auf der Basis reicher Quellendokumentation und in dem Bemühen, es nicht bei einer positivistischen Bestandsaufnahme zu belassen, sondern die Grabmäler als kulturgeschichtliche Zeugnisse zum Sprechen zu bringen.

Der letzte Beitrag, verfasst von *Benjamin Paul* und *Jan Andreas May*, führt schließlich am Beispiel des memorialen Nachlebens von Sebastiano Venier noch einmal die wichtigsten Leitmotive des Tagungsbandes zusammen. Als Kommandeur des venezianischen Flottenkontingents beim Seesieg von Lepanto 1571 über den osmanischen Glaubensfeind und Doge der Jahre 1577/78 eigentlich prädestiniert für ein eindrucksvolles Erinnerungsemble, verblieb Veniers Leichnam über Jahrhunderte hinweg unter einer schlichten Marmorplatte in Santa Maria degli Angeli auf Murano, weil die Familie kein Geld und der venezianische Staat kein Interesse an einer prominenten Inszenierung des ohnehin schon verdächtig prominenten Seehelden besaß. Nach dem Untergang des venezianischen Staates bestand unter französischer (1805–1814) und österreichischer (1815–1866) Herrschaft ebenso wenig Bedarf an Rückbezügen auf venezianische Dogen und Admiräle wie unmittelbar nach der Eingliederung Venedigs in das Königreich Italien unter dem deprimierenden Eindruck der italienischen Niederlage in der Seeschlacht bei Lissa 1866. Das sollte sich erst ändern, als sich seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert die italienischen Kolonialambitionen in zunehmendem Maß gegen das als „kranker Mann am Bosphorus“ scheinbar militärisch leicht in die Knie zu zwingende Osmanische Reich richteten. So wurde die Umbettung der sterblichen Überreste Veniers in ein neu errichtetes Grabmal im „Pantheon“ der venezianischen Eliten, SS. Giovanni e Paolo, im Jahre 1907 mit großem Pomp in Szene gesetzt, „precisely because of the combination of a weakened unified nation's need to commemorate its glorious past and the conflict with the Ottoman Turks“ (S. 512). Und da sich, wie seit jeher auch im 20. Jahrhundert, die Erinnerung an die Vergangenheit aus den Bedürfnissen der Gegenwart heraus entwickelte, wandelte sich, wie die Autoren anschaulich nachzeichnen, das letzte Grabmal für einen venezianischen Dogen unversehens zum Denkmal für einen italienischen Admiral.

Der mit zahlreichen (allerdings oft kleinformatigen und mitunter nicht sehr qua-

litätsvollen) Abbildungen, einer umfassenden Bibliographie und Register ausgestattete, mit vielen Querverweisen aufwendig edierte Band stellt ohne Frage einen Meilenstein nicht nur der venezianischen, sondern der Memoriaforschung insgesamt dar.

PD Dr. *Arne Karsten*, Bergische Universität Wuppertal, Fakultät für Geistes- und Kulturwissenschaften – Geschichte, Geschichte der Frühen Neuzeit, Gaußstraße 20, 42119 Wuppertal